



DEIN TREUESTER FOLLOWER

IST DIE

POLIZEI.

DAS WÄRE DEIN LEBEN OHNE PRESSEFREIHEIT.

UNTERSTÜTZE UNS, UM
#auchdeinefreiheit ZU SCHÜTZEN.

UnAufgefördert.

Die unabhängige Studierendenzeitung der Humboldt-Universität zu Berlin.

Herausgeber: Kuratorium des Freundeskreises der UnAufgefördert e.V.

Humboldt-Universität zu Berlin

Unter den Linden 6

10099 Berlin

Chefredaktion: Anna Lindemann (Chefredakteurin), Tim Stripling (Chefredakteur) und Gabriel Rinaldi (Chefredakteur und Chef vom Dienst) (V.i.S.d.P.)

Schlussredaktion: Anna Lindemann, Tim Stripling, Gabriel Rinaldi, Sophie Böhler, Adrian Schneider, Fenja Severing, Cosima Kopp, Josephine Schulze, Isabella Falkner, Nils Katzur, und Sarah Laubscher

Kontakt: chefred@unauf.de

Anzeigen: werbung@unauf.de

Layout & Gestaltung: Philip Chorzelewski

Illustrationen: Isabelle Aust, Paulina Hillebrand

Titelbild: Paulina Hillebrand

Druck: Gemeindebriefdruckerei, Eichenring 15a, 29393 Groß Oesingen

Auflage: 4.000

Die Artikel und Beiträge spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Nachdruck und Vervielfältigung nur nach vorheriger Genehmigung.

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:

27.05.19.

Die UnAufgefördert erscheint seit dem 17. November 1989 an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist eine der ältesten Studierendenzeitungen Deutschlands. Seitdem begleitet sie den Weg der HU durch unabhängige und professionelle Berichterstattung über Forschung und Lehre, studentisches Leben und Kultur. Bereits zweimal wurde ihr dafür der Pro-Campus Presse Award als beste deutschsprachige Studierendenzeitung verliehen.

UnAuf ONLINE: www.unauf.de

Offene Redaktionssitzung jeden Montag im Semester, 18.30 Uhr, Invalidenstraße 110, Raum 118



In eigener Sache

Deutschlands bekannteste Plagiatsexpertin Debora Weber-Wulff sagt: „Die HU hat ein Plagiatsproblem.“ Die Ursache ist strukturell: Es mangelt an Prävention von Plagiaten, bestätigte Fälle werden nicht öffentlichkeitswirksam diskutiert. Helena hingegen bedient sich nicht am geistigen Eigentum anderer, sondern verkauft ihres. Sie ist professionelle Ghostwriterin und schreibt Hausarbeiten, Essays und Abschlussarbeiten für andere Studierende.

Instagram-Trends zeigten Kira, wie sie aussehen könnte. Durch den sozialen Druck hat sie sich inzwischen mehreren Schönheits-OPs unterzogen. Lisa hingegen ist mit mittlerweile 15.000 Followern selbst zur Influencerin geworden. Auf Instagram möchte sie möglichst authentisch sein und nicht mehr jeden Trend mitmachen.

Rurik von Hagens ist mit Toten aufgewachsen. Sein Vater, Gunther von Hagens, plastiniert beruflich Leichen und zeigt sie in seiner Ausstellung „Körperwelten“. Heute ist Rurik von Hagens ihr Geschäftsführer und möchte an Toten das Leben lehren. Dietmar Arnold hat währenddessen den Verein „Berliner Unterwelten“ ins Leben gerufen. Seit zwanzig Jahren zeigt er Besucher*innen die unterirdischen Bunker und Katakomben Berlins.

An der Uni engagiert sich die Fridays-For-Future-Gruppe der HU, der Akademische Senat hat sich bereits mit den formulierten Forderungen solidarisiert. Die Einrichtung von Baberowskis „Zentrum für Vergleichende Diktaturforschung“ ist nach öffentlichen Druck und Kritik vorerst Geschichte.

Die Chefredaktion

Gabriel Rinaldi, Tim Stripling und Anna Lindemann

Inhalt

- 3/ **In eigener Sache**
- 5/ **Kolumne: Heute Abend trinke ich**

Titel: FAKE

- 6/ **Abschreiben leicht gemacht** — Hat die HU ein Problem mit Plagiaten?
- 9/ **How not to Plagiat** — Ein Leitfaden zur Vermeidung von Plagiaten
- 10/ **Ein Duckface, bitte!** — Immer mehr Menschen legen sich für die Schönheit unters Messer
- 12/ **Geistesblitz gegen Geld** — Interview mit einer professionellen Ghostwriterin
- 14/ **Das Geschäft mit dem Tod** — Porträt: Rurik von Hagens (Geschäftsführer Körperwelten)

Leben

- 16/ **Der Mann mit dem Schlüssel zur Unterwelt** — Was erleben Besucher*innen in den Berliner Unterwelten?
- 18/ **Doch, das bin schon ich** — Interview mit Lisa, einer Influencerin auf Instagram
- 20/ **Ich bin ein Millionär!** — Pyramidensysteme versprechen viel Geld für das Rekrutieren neuer Mitglieder
- 22/ **Glossar** — Fake News
Kannste knicken — Waxing
- 23/ **Glosse** — Pferdeschwanz statt Eier

Campus

- 24/ **Drei Fragen an: Nina Krüger** — Psychologin an der Universität Hamburg
- 25/ **Parlamentsreport
Monitor**
- 26/ **Endstation** — Der Ritter von Spandau

Heute Abend trinke ich

Text: Anna Lindemann, Illustration: Paulina Hillebrand

„Heute Abend trinke ich nicht“ ist die unangenehmste Form der Selbstdisziplinierung. Sie ist sogar noch schlimmer als „jeden Morgen mache ich Yoga“ und „Ich fahre kein Fahrstuhl, ich nehme die Treppen“. Heute Abend nichts zu trinken ist nicht nur Ausläufer ständiger Selbstoptimierungsversuche, sondern auch Ausdruck verlorener Spontanität und Genusskultur.

Unserer Generation wird vorgeworfen, unverschämt unverbindlich, sprunghaft und ungezwungen zu sein. Ich halte das für ein Gerücht. „Sein Leben im Griff zu haben“ ist selbst bei Studierenden in Mode gekommen. Ein Gap Year machen? Na klar, aber nur mit Auslandserfahrung, Freiwilligendienst und siebzehn Praktika. Irgendwas muss dabei rumkommen. Drogen nehmen? Gerne, aber nur, wenn du dabei in einen spirituellen Dialog mit deinem Unterbewusstsein treten kannst. Mindestens ein bisschen Inspiration, bestenfalls die große Erleuchtung solltest du davon schon mitnehmen. Ehrenamtlich arbeiten? Warum nicht, aber bitte nur mit Arbeitsnachweis und Empfehlungsschreiben. Sonst glaubt's ja keiner. Wir machen Diäten, Karrierepläne, Kalendereinträge und Fitnessübungen – denn Disziplin wird mit Bewunderung belohnt: „Toll, wie du das alles auf die Reihe kriegst“. Wer einen Tag lang im Bett liegen bleibt, wird komisch beäugt, wer zwei Tage lang nichts macht, kommt in Erklärungsnot. Verhaltensdevise: Alles Nützliche schaffen und alles Unnütze lassen.

Der sogenannte „Cheatday“ ist ein besonders perfides Symptom des Selbstoptimierungszwangs. Wer gesunde Ernährung zum Nonplus-ultra der richtigen Lebensführung erklärt, darf dank des Cheatdays einmal pro Woche „sündigen“. Sechs Tage lang steht er also mit erhobenem Zeigefinger vor einem und beteuert, das Vergnügen käme nach der Arbeit. Am siebten Tag lässt er einen dann in gesellschaftlicher Anerkennung reflektieren, wie scheiße doch Spinat-Ingwer-Smoothies im Vergleich zu Bier schmecken, aber wie wunderbar diszipliniert man sie morgen wieder runterwürgen wird. Klingt nicht nach Vergnügen. Der wahre Genuss am Cheatday

liegt nämlich im Erfolgserlebnis des Verzichts. Wir zelebrieren nicht einen Tag mit Alkohol und Pizza, sondern sechs Tage ohne.

Das ist doch paradox, dass alle Dinge die Spaß machen, keinen Selbstzweck mehr haben, sondern entweder mit „das bringt mich weiter“ oder mit „das habe ich mir echt verdient“ betitelt werden. Ständig müssen wir uns rechtfertigen und ständig neigen wir dazu, die Konsequenzen unserer Fehler zu überschätzen. Dabei ist das doch das reizvolle am Studierendenleben: Die einzigen Personen, die uns bestrafen, wenn wir ein Bier zu viel trinken, einen Text zu wenig lesen, sind wir selbst. Also können wir es auch lassen. Deshalb: Mach Yoga, nimm die Treppen, aber wenn du das nächste mal Lust auf ein Bier hast, obwohl es nicht im Terminkalender steht, dann trink es bitte.



Abschreiben leicht gemacht

Mangelnde Prävention, fehlende Transparenz: Plagiate sind ein großes Problem an deutschen Universitäten. Besonders viele Fälschungen werden an den Berliner Hochschulen aufgedeckt – unternommen wird dagegen nur sehr wenig

Text: Anna Lindemann, Gabriel Rinaldi und Tim Stripling

Illustration: Isabelle Aust

Die HU hat ein Plagiatsproblem", sagt Debora Weber-Wulff der UnAuf im Interview. Die gebürtige US-Amerikanerin ist Professorin für Medieninformatik an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin. Sie forscht beruflich zu Plagiaten. In ihrer Freizeit arbeitet sie für die Plattform „VroniPlag Wiki“, die Plagiate in wissenschaftlichen Arbeiten aufdeckt.

Der wohl bekannteste Plagiatsfall an der HU ist die Causa Marina Hennig. Die Soziologin plagiierte bei Dissertation und Habilitation. Bei der Dissertation waren Plagiate auf 43,5 Prozent der Seiten zu finden, bei der Habilitation sogar bei 70,2 Prozent. Aufgedeckt wurden die Täuschungen von „VroniPlag Wiki“. Es war das erste Mal in der deutschen Hochschulgeschichte, dass ein solches Doppelplagiat gefunden wurde. Die HU hat sich also zwei Mal betrügen lassen. Die Soziologin lehrt heute an der Uni Mainz, zu einer Stellungnahme war sie gegenüber der UnAuf nicht bereit.

Die Plattform „VroniPlag Wiki“ setzt auf die Schwarmintelligenz der Nutzer. Sie hat 217 aktive Nutzer*innen und untersucht hauptsächlich Dissertationen. Anonym werden vermutete Plagiate dokumentiert. Jede*r kann mitwirken und Verdachtsfälle melden. Nach einer Verifizierung werden die Stellen in Fragmente unterteilt, die dann mit dem Originaltext verglichen werden. Dazu wurde ein Tool entwickelt, das online frei zugänglich ist: der „Similarity Checker“. Das Wiki gibt die Seiten mit gefundenen Plagiaten als Prozentzahl an. Dazu wird der Seitenanteil mit Plagiatsfunden am Gesamtumfang der Arbeit berechnet.

Debora Weber-Wulff ist von Anfang an mit dabei. Unter dem Pseu-

donym „WiseWoman“ hat sie seit 2011 bereits 12.998 Bearbeitungen getätigt und einige prominente Politiker in Erklärungsnot gebracht. Oft führen die „VroniPlag Wiki“-Dokumentationen zu Überprüfungen durch die Universitäten.

Copy, paste – fertig

Durch ihre Arbeit bei „VroniPlag“ sind Weber-Wulff schon die dreistesten Plagiate aus der Humboldt-Universität auf ihrem Schreibtisch gelandet. „Teilweise sind in PDFs noch Wikipedia-Links zu finden“, erzählt sie. Ein Fall löst bei ihr noch heute besonders großes Kopfschütteln aus. 2010 promovierte die Ärztin Anita Lisowski an der Charité im Fachbereich Urologie. Dass zwei Jahre zuvor eine in Titel und Inhalt nahezu wortgleiche Doktorarbeit bei ihm eingereicht wurde, hatte Lisowskis Doktorvater damals offenbar nicht gestört. Der Dokortitel wurde ihr 2014 entzogen, nachdem das Plagiat bei VroniPlag entdeckt wurde. Der Spiegel titelte damals „Frau Doktor Dreist“. Heute betreibt sie eine Privatpraxis für Urologie in Berlin. Den Dokortitel trägt sie nicht mehr.



Weniger genau nimmt es ein anderer Plagiator: Dem gebürtigen Nürnberger Zahnarzt Fotios Exarchou wurde 2014 zwar ebenfalls nach Veröffentlichung bei „VroniPlag Wiki“ der Dokortitel in Zahnmedizin von der Charité aberkannt, doch das scheint ihn nicht weiter zu stören. Auf der Website für seine Zahnarztpraxis in Griechenland wirbt er immer noch stolz mit seiner Promotion an der Charité.

Nicht nur Sanktion, sondern Prävention

Der Menge an Plagiaten an der HU begegnet die Professorin mit Unverständnis: „Bei einer Exzellenzuniversität muss so etwas auffallen“, sagt Weber-Wulff. 40 der insgesamt 204 von „VroniPlag“ untersuchten Dissertationen und Habilitationen von in- und ausländischen Universitäten stammen von HU und Charité, rund ein Viertel aller aufgedeckten Plagiate sind aus dem Land Berlin. Da „VroniPlag“ nur stichprobenartig untersucht, liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei den gefundenen Arbeiten nur um die Spitze des Eisbergs handelt.

„Die HU muss anfangen, offen über das Problem zu sprechen. Momentan will sie das nicht. Das geht nicht“, sagt Weber-Wulff. An anderen Universitäten ist man der Problematik offensiv begegnet. In München, Freiburg und Mainz wurden zentrale Stellen gegründet, um akademisches Fehlverhalten vorzubeugen und zu sanktionieren. Für Weber-Wulff ist das genau der richtige Schritt: „Wir müssen nicht nur sanktionieren, sondern auch Prävention betreiben. Gute wissenschaftliche Arbeit muss vorgelebt werden.“ Aktuell würde die Problematik eher totgeschwiegen. Für die HU scheinen also nicht die Plagiate, sondern deren Bekanntwerden das eigentliche Problem zu sein.

Anders als Weber-Wulff hält Michael Seadle Plagiate für ein nicht ganz so großes Problem in der Wissenschaft. Seadle ist pensionierter Professor für Bibliothekswissenschaften und Vorsitzender der „Kommission zur Überprüfung von Vorwürfen wissenschaftlichen Fehlverhaltens“ an der HU. „Plagiate sind ein ethisches Problem, ein urheberrechtliches Problem, aber sie untergraben die Wissenschaft nicht wie Fälschung“, sagt er. Dennoch sollten Plagiate bekämpft werden.

Auf Nachfrage gesteht er ein, dass die HU ein Problem im Umgang mit Plagiatsfällen hat. „Wir sind nicht transparent, das gebe ich zu“, sagt der Kommissionsvorsitzende im Gespräch mit der UnAuf. In der Satzung der Kommission ist festgelegt, dass jegliche Kommunikation über spezifische Fälle nur vom Präsidium ausgehen darf. Ob ein Fall also von öffentlichem Interesse ist, liegt in der Entscheidungsgewalt der Präsidentin.

Mehr als Wortüberschneidungen

Diese Richtlinie diene auch dem Schutz der Menschen, die fälschlicherweise angeklagt sind. Plattformen wie „VroniPlag Wiki“ kritisiert der Professor: „Was dort ganz transparent veröffentlicht wird, schadet der Karriere vieler Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Ich wäre da persönlich vorsichtiger“, sagt Seadle. „Verdachtsfälle müssen überprüft werden, oft können Personen von den Vorwürfen entlastet werden“, fügt er hinzu. Die Pressestelle der HU sieht es ähnlich. „Die zum Teil langwierigen Verfahren bei Plagiatsvorwürfen verdeutlichen die Komplexität der Prüfung. Bis zum Abschluss eines solchen Verfahrens gilt allerdings, wie in jedem



anderen juristischen Fall auch, die Unschuldsvermutung“, so Boris Nitzsche, stellvertretender Pressesprecher der HU.

Ein aberkannter Dokortitel ist auf den entsprechenden Institutsseiten zwar vermerkt, in den Arbeiten allerdings nicht. Der Vermerk der Aberkennung in Bibliotheksexemplaren geschehe in vielen Fällen nicht oder viel zu spät, beklagt Debora Weber-Wulff. Im Vergleich zu anderen Bibliotheken wird der Zugriff auf dem Open-Access-Publikationsserver der Humboldt-Universität nicht verweigert. So beispielsweise bei Marina Hennig oder Weizhong Yi, der 2009 an der Juristischen Fakultät promovierte. Bei Hennig ist sogar kein Vermerk zu finden, weil derzeit noch eine Klage gegen den Entzug anhängig ist. „Wenn Fälle schon veröffentlicht sind, sollten wir transparenter sein“, sagt Prof. Seadle.

Ein Problem sei auch, dass in der Kommission zur Überprüfung wissenschaftlichen Fehlverhaltens keine Expert*innen sitzen. Bei ihrer Gründung wurde sie aus Professor*innen der HU zusammengesetzt, keine externe Person hat einen Sitz inne. Dass die aktuelle Satzung Mängel aufweist, gesteht Seadle ein. Zur geringen Transparenz sagt er, der damals schon in der Kommission saß: „Vielleicht hätte ich schon bei der Veröffentlichung der Satzung darauf aufmerksam machen können, allerdings hatte ich wenig Erfahrung.“

Um in Zukunft professioneller mit der Überprüfung von wissenschaftlichen Arbeiten und Verdachtsfällen umzugehen, spricht sich Seadle für eine externe Stelle an der HU aus: „Wir brauchen Profis für die Analyse.“ Eine solche Stelle sei in der Planung: „Das Problem ist dem Präsidium bewusst und die Uni sucht eine intelligente, machbare Lösung, die Studierende schützt und auch die Uni schützt“, sagt Seadle. Eine Idee seien außerdem Workshops, um die Plagiatsfälle besser zu verstehen und zu messen, so Seadle. Sein Ziel

sind jedoch universitätsübergreifende, einheitliche Standards zur Plagiatsaufklärung: „Ich würde gerne Standards setzen“, sagt Seadle. Dies benötige eine Methode, anhand derer eine Wortüberschneidung spezifischer gemessen und eingeordnet werden könne.

HU-Dozent*innen sind auf ihr Gespür angewiesen

Im Berliner Abgeordnetenhaus wurden die Plagiate an Berliner Unis bereits im November 2018 diskutiert. Der Berliner Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung Steffen Krach (SPD) äußerte sich zur Plagiatsituation an den Berliner Unis, nachdem eine Kleine Anfrage des Vorsitzenden des Wissenschaftsausschusses, Martin Trefzer (AfD), erfolgt war. „Typische Anhaltspunkte sind Stil- oder Layoutbrüche, wechselnde Rechtschreibung bei Fachbegriffen, die Nutzung unterschiedlicher Formeln, Symbole oder Legenden für denselben Sachverhalt, unterschiedliche Arten von Quellenangaben und Unstimmigkeiten im Quellenverzeichnis“, so der Staatssekretär. Bestehe ein Plagiatsverdacht, erfolge ein Abgleich mit bekannten Literaturquellen oder mithilfe von Suchmaschinen. Teilweise werde auch im Rahmen von Verteidigungen der Arbeiten geprüft, ob der Prüfling das methodische Vorgehen und die Ergebnisse der Arbeit selbstständig begründen könne.

Heißt konkret: Haus- und Abschlussarbeiten gehen an der HU in der Regel nicht durch Plagiatssoftwares. Solche Hilfsprogramme werden zur Erkennung von Wortüberschneidungen eingesetzt. Was in Frankreich, Großbritannien und den USA längst zum Uni-Alltag gehört, wird in Berlin und auch Deutschland nicht flächendeckend eingesetzt. Denn: Arbeiten von Studierenden dürfen aus Datenschutzgründen nicht zentral gespeichert werden. Bisher sind die HU-Dozenten auf ihr Gespür angewiesen, um Plagiate zu entdecken.

Die Software nur als Ergänzung zum Lesen

Das mühselige Verfahren ließe sich, so Seadle, beschleunigen, indem rechtlich festgelegt würde, dass beim Einreichen der Arbeit die automatische Erlaubnis zur Veröffentlichung erteilt wird. „Das ist dann ein sehr systematisches Vorgehen“, sagt der Professor. „Ich habe nichts dagegen, solange die Rechte der Studierenden geschützt sind.“ Von Zwangsexmatrikulationen ab einer bestimmten Prozentzahl an plagiierten Stellen hält der Wissenschaftler nichts. Zusätzlich zu einer Software brauche es jemanden, der genug von den Fehlern solcher Systeme versteht. „Ich möchte nicht direkt Leute als schuldig bezeichnen, sondern Schuld verstehen und Autoren verteidigen“, sagt Seadle. Die Entscheidung, ob es sich bei einer Arbeit um ein Plagiat handelt, müsse bei einem Menschen liegen.

„Es gibt keine Software, die das leisten kann, und es wird auch keine geben“, sagt Debora Weber-Wulff während einer Anhörung vor dem Abgeordnetenhaus im November 2018. Sie sieht den Ball bei den Universitäten. „Wir können der Software nicht glauben, wir können nicht die Verantwortung an die Software abgeben, sondern die Verantwortung muss bei den Hochschulen bleiben.“ Was diese tun können? Sie müssen darüber sprechen, sagt Weber-Wulff.

Eine Anfrage der UnAufgefördert zu diesem Thema hat Präsidentin Sabine Kunst nicht beantwortet. Von der Pressestelle erreichte uns ein Tag nach der gesetzten Frist folgende Stellungnahme: „Auch an der HU sind wir uns der Problematik sehr bewusst. Es wurden Maßnahmen



Debora Weber-Wulff. Foto: HTW Berlin/Nikolas Fahlbusch

ergriffen wie beispielsweise ein erweitertes Informations- und Kursangebot für Promovierende, weitere sind in der Erprobungsphase“, so Boris Nitzsche. Zu Recht merke Frau Professorin Debora Weber-Wulff an, dass einfache Mittel wie die zentrale Einführung einer Software nicht immer das Allheilmittel seien.

Ein weiteres Problem liegt laut Weber-Wulff bei den Ressourcen der Dozierenden. „Es ist natürlich gut, wenn sie Plagiatssoftware nutzen, für den Ernstfall, wenn ein Dozent Schwierigkeiten hat, aber insbesondere müssen sie die Arbeiten lesen“, sagt sie. Es gehe nicht an, dass über die Arbeiten nur kurz geschaut werde. „Sie müssen wirklich gelesen werden – und dazu braucht man Zeit, und das ist etwas, von dem wir an den Hochschulen sehr wenig haben.“

In der Konsequenz heißt das: Die HU weist Mängel in der Prävention von Plagiaten auf. Für die Überprüfung von wissenschaftlichen Arbeiten gibt es an der Universität keine einheitlichen Standards. Außerdem gibt es keine zentrale Stelle mit Expert*innen für Verdachtsfälle und keine Erkennungssoftwares zur Unterstützung der Aufdeckung. Bestätigte Plagiatsfälle werden nicht öffentlichkeitswirksam von der Universität diskutiert und mangelhaft dokumentiert.

How not to Plagiat

Eine Anleitung zur Vermeidung von Plagiaten

Text: Isabella Falkner, Illustration: Paulina Hillebrand

Annette Schavan, Karl-Theodor zu Guttenberg, Florian Graf, sie alle drei verbindet etwas. Die Politik? Mag sein. Aber was wirklich in den Köpfen hängen geblieben ist, sind die Plagiatsaffären um ihre Doktorarbeiten. Drei Dokortitel wurden aberkannt, drei politische Karrieren waren mit einem Schlag beendet. Extrem peinlich. Um zu verhindern, dass es HU-Studierenden gleich ergeht, hier ein Leitfaden, wie man Plagiate vermeiden kann. Wie das geht? Na, entweder ich schreib absichtlich ab oder eben nicht, das hat doch nichts mit vermeiden zu tun. Oder? Doch! Und damit wären wir schon bei

Punkt 1: Die meisten Plagiate entstehen ohne bösen Willen und unabsichtlich – und genau hier liegt die Gefahr. Aber wo fängt Plagieren an? Wenn du etwas liest und es in deinen Worten wiedergibst, musst du dafür eine Quelle angeben? Typische Juristenantwort: Das kommt drauf an.

Und zwar – **Punkt 2** – erstmal auf ein paar grundsätzliche Unterscheidungen: Was man nicht belegen muss, ist Allgemeinwissen. Aber, Überraschung: Sobald du spezifische Ideen oder Aussagen eines Textes übernimmst – selbst wenn du sie in Deine eigenen Worte verpackst – musst du eine Quelle angeben. Und zwar nicht ein Mal, am Ende der Arbeit, sondern an den relevanten Stellen. Grundsätzlich gilt: Lieber einmal zu viel als einmal zu wenig.

Punkt 3: Zu Guttenberg sagte auf die Plagiatsvorwürfe, er habe den Überblick über seine Arbeit verloren. Dieses allbekannte Gefühl ist ein offenes Tor für Plagiatspferde. Deshalb: Leg Dir von Anfang an eine Datei an, in die du alle Quellenverweise schreibst, die du während Deiner Arbeit nutzt. Setz Dir einen Kommentar auf die Textpassagen, die Zitate sind. Damit lässt sich die Wahrscheinlichkeit eines Plagiats extrem verringern.

Punkt 4: Wenn du die Arbeit fertig hast und es für möglich hältst, dass sich ein paar Plagiate in ihr versteckt haben könnten, jag sie durch den Plagiatsscan. Den gibt es im Internet – zwar kostenpflichtig, aber es ist eine gute Investition.

Abschließend noch ein bisschen Moralapostelei: Absichtlich zu plagieren ist mies. Man beraubt dadurch einen Autor seiner Idee, seiner wissenschaftlichen Leistung. Auch für einen selbst ist es mies, es ist wie eine verschriftlichte Leiche im Keller, von der man hofft, dass sie unbemerkt bleibt. Was das Plagieren unter Zeitdruck angeht: Bei einem entdeckten Plagiat fällt man nicht nur durch, sondern es kann auch rechtliche Folgen haben. Und das ist es doch wirklich nicht wert.





Ein Duckface, bitte

Instagram zeigte Kira, wie sie aussehen könnte. Heute geht sie zum Lippenaufspritzen wie andere zur Maniküre. Warum sich immer mehr Deutsche für die Schönheit unters Messer legen.

Text: Greta Linde, Illustration: Cosima Pauli

Kira hält das Handy in der linken Hand, sie streckt ihren Po zur Seite, das Oberteil ist eng, der Bauch flach, die langen, blonden Haare unter einer Basecap versteckt, die Lippen hat sie leicht gespitzt: Kiras neuester Instagrampost. Ein Spiegelselkie. Sie sieht perfekt aus – und das ist kein Zufall. Kira hat sich operieren lassen.

Immer mehr junge Menschen unterziehen sich Schönheitsoperationen und minimal-invasiven Eingriffen wie Botoxspritzen. Den Grund sehen Expert*innen in sozialen Netzwerken wie Instagram: Der Druck, makellos auszusehen, steigt. Würde man Kira nicht kennen, könnte man beim Betrachten ihrer Fotos meinen, sie sei enorm selbstbewusst, vermutlich sogar selbstverliebt. Doch dem ist nicht so. Die 22-jährige Studentin war lange Zeit unzufrieden mit ihrem Körper. Sie war immer sehr dünn und hatte kleine Brüs-

te, mit denen sie haderte. Mit 15 begann Kira, im Internet nach Schönheitsoperationen zu suchen, mit 16 fing sie an, auf eine Brustvergrößerung zu sparen, mit 17 fand sie eine geeignete Klinik und mit 20 ließ sie sich schließlich – allen Einwänden ihrer Familie zum Trotz – operieren.

Frauen machten 2018 in Deutschland rund 84 Prozent der Eingriffe aus, vier Prozent mehr als im Vorjahr. Im Verhältnis sinkt der Anteil männlicher Patienten, was laut der Deutschen Gesellschaft für Ästhetisch-Plastische Chirurgie (DGÄPC) jedoch nicht daran liege, dass Männer das Interesse an Eingriffen verlieren. Frauen ließen sich lediglich häufiger regelmäßig behandeln. Minimal-invasive Eingriffe wie das Auffüllen bestimmter Körperpartien mit Hyaluronsäure benötigten Auffrischungen.

„Die Risiken waren mir egal“

Zwei Vorgespräche beim Arzt hatte Kira, ihre beste Freundin und ihren damaligen Freund im Schlepptau. Der Doktor erschien ihr kompetent, ihre anderen Beratungsgespräche nahm sie nicht mehr wahr. Ihre Mutter warnte Kira: Würde sie erst einmal anfangen, sich operieren zu lassen, hätte

sie ständig etwas Neues an ihrem Körper auszusetzen. Die Familie stritt sich zunehmend wegen des Themas, doch: „Die Risiken waren mir egal, der psychische Druck war einfach größer“, sagt Kira.

Damit scheint sie nicht allein zu sein. Die Zahl aller Behandlungen, Frauen und Männer zusammengenommen, lag 2017 bei etwa 704.000, Eingriffe wie Haarentfernungen eingerechnet. Die Vereinigung der deutschen ästhetisch-plastischen Chirurgen (VDÄPC) beobachtet einen Anstieg um gut drei Prozent der Operationen im Vergleich zum Vorjahr. Die nicht-operativen Eingriffe, die vor allem Frauen nachfragen, stiegen sogar um rund 21 Prozent. Hierzulande, so eine Statistik der DGÄPC, sei die Hauptmotivation für einen Eingriff die eigene Unzufriedenheit. „Ich mache das nur für mich“, gaben 92,7 Prozent der befragten Frauen und 82,2 Prozent der Männer an.

Kira sieht das anders, sie mache das nicht nur für sich. Sie habe sich die Brüste auch aufgrund des gesellschaftlichen Drucks und allgemeinen Schönheitswahns vergrößern lassen. Sie lacht und sagt: „Wenn man so mit sich zufrieden wäre, würde man ja auch nichts verändern.“ Gerade Instagram habe ihren Entscheidungsprozess beeinflusst, die Plattform sei voll mit perfekten Frauen. Wenn sie dort unterwegs ist, denkt Kira oft über weitere Eingriffe nach: „Da bin ich schockiert von mir selbst, dass ich eher aussehen möchte wie die Leute auf Instagram.“

Die Lippen zum Schmolle Mund geformt

Wie sehr soziale Medien beeinflussen, ob junge Menschen zufrieden mit ihrem Aussehen sind, bemerkt auch Alexander Hilpert. Er leitet die Abteilung für Plastische Chirurgie der Kaiserberg Klinik Duisburg, führt eine Praxis an der Düsseldorfer Kö und ist Vorstandsmitglied der DGÄPC. In den vergangenen Jahren seien vermehrt junge Menschen mit Selfies in seine Praxis gekommen.

Die Klient*innen zeigen Hilpert Fotos, auf denen sie das Gesicht zu einer Schnute verziehen, dem sogenannten Duckface. So volle Lippen wollen sie gerne immer haben. Eine bestimmte Pose, ein Filter sei oft der Auslöser, dass junge Patienten sich eine Operation wünschen. Hilpert glaubt, das liege daran, dass Jugendliche und junge Erwachsene sich viel häufiger selbst fotografieren als ältere Generationen. Dadurch seien sie ständig mit dem eigenen Erscheinungsbild konfrontiert: „Früher musste man noch das alte Schwarz-Weiß-Album aus dem Regal kramen, aber das ständige Selfiemachen bringt die Leute dazu, sich genauer zu betrachten.“

So wie bei Kira. 24 Fotos hat sie auf Instagram hochgeladen, alle zeigen einzig und allein sie; im Urlaub, beim Friseur, zu Hause vor dem Kleiderschrank. Stets top gestylt, die großen blauen Augen der Kamera zugewandt, die Lippen zum Schmolle Mund geformt. Sich von der Plattform abzukapseln und diesen Teil der Onlinewelt auszublenden, das würde sie vermutlich nicht schaffen, sagt Kira. Auch das habe zu ihrem Entschluss, sogenannte Lipfiller auszuprobieren, beigetragen. Seit etwa einem halben Jahr lässt sie sich ihre Lippen mit Hyaluronsäure unterspritzen.

Wie verbreitet Schönheitsoperationen unter jungen Frauen sind, sieht man auch daran, dass Kiras Freun-

dinnen sich schon vor ihr regelmäßig mit Hyaluronsäure behandeln ließen. So wurde sie überhaupt erst neugierig, sah zunehmend Vorher-Nachher-Bilder gelungener Eingriffe in den sozialen Netzwerken und betrachtete Influencerinnen mit vollen Lippen.

Bloß keinen künstlichen Look

Vorher habe sie nie ein Problem mit ihrem Mund gehabt, doch seit sie darauf aufmerksam wurde, hätten ihre Lippen sie enorm gestört. Ob sie sich auch ohne Instagram und nur durch den Einfluss ihres sozialen Umfeldes die Lippen hätte machen lassen? „Nee, ich glaube nicht. Ich weiß, das ist echt traurig“, sagt sie. Volle Lippen seien momentan halt im Trend, das sei „so ein Modeding.“

Aber nicht alle jungen Frauen denken wie Kira. Bei Hannah spielte Instagram keine Rolle. Die Studentin der Erziehungswissenschaften war gerade 18 Jahre alt, als sie sich operieren ließ. Nach den Abiturprüfungen unterzog sie sich einer Brust-OP. Ihrem Eindruck nach traf sie die Entscheidung gegen den Trend: Damals, sagt sie, seien zierliche Körper mit kleinen Brüsten modern gewesen. Ihr sei es darum gegangen, sich endlich wohlfühlen. Keine Push-up-BHs mehr, sondern in echt so auszusehen, glücklich in den Spiegel schauen zu können. Sie wollte bloß keinen künstlichen Look.

Den meisten Leuten in ihrem Umfeld fiel der Eingriff überhaupt nicht auf. Hannah sah einfach so aus, wie sie sich vorher schon gegeben hatte – sie hatte einmal mit einer OP nachgeholfen und konnte sich damit sparen, täglich nachhelfen zu müssen. Solche Trends beobachtet Hilpert ebenfalls. Während Männer auf schnelle Lösungen und operative Eingriffe drängten, wünschten Frauen sich vermehrt Behandlungen mit körpereigenen Substanzen. Sogenannte Filler hätten in seiner Praxis der Fettabsaugung den Rang abgelaufen. Aber dabei wird es wohl nicht bleiben, vermutet Hilpert: „Die Hüfthose wird modern. Ich weiß genau, dass in ein paar Monaten wieder Frauen zu mir kommen, die eine Fettabsaugung an der Hüfte möchten.“ Fettabsaugungen sind laut DGÄPC der drittbekannteste Eingriff in Deutschland. Was die absoluten Zahlen angeht, liegt die Bundesrepublik insgesamt im weltweiten Ranking der Schönheitsoperationen auf Platz sechs. Einsame Spitzenreiter sind die USA mit über 4,3 Millionen Eingriffen 2017. Das sind fast doppelt so viele Fälle wie beim zweitplatzierten Brasilien und somit gut 18 Prozent der Schönheitsoperationen weltweit. Deutschland hingegen macht nur drei Prozent aus. Kira will weitermachen mit den Operationen. Die Lippen wird sie sich weiterhin aufspritzen lassen so wie andere Leute halt ins Nagelstudio gehen oder sich die Wimpern machen lassen. Auch über eine zweite Brustvergrößerung denkt sie nach. Sollte das Geld da sein, würde sie sich vermutlich erneut unters Messer legen: „Dann reicht es auch wirklich.“ Doch wer weiß schon, wie voll oder schlank unsere Wangen, Nasen, Augenbrauen und Hintern in Zukunft getragen werden. Der nächste Instagram-Trend kommt bestimmt.

Geistesblitz gegen Geld

Helena ist Ghostwriterin. Sie schreibt Essays, Hausarbeiten und Abschlussarbeiten für Studierende verschiedener Fachrichtungen. Der UnAuf erzählt sie von weinenden Menschen und dem Schmücken mit fremden Federn

Interview: Cosima Kopp, Illustration: Paulina Hillebrand

UnAuf: Wie kamst du dazu, Ghostwriterin zu werden?
Helena: Das war Zufall. Ich habe mir nach dem Studium ein Jahr gegeben, um herauszufinden was ich jetzt machen möchte in meinem Leben. Ich dachte lange Zeit, ich würde in eine komplett andere Richtung, zur Polizei oder Bundeswehr, gehen. Wenn man sich als Germanistin irgendwo bewirbt, ist es nicht so, dass alle Menschen sagen „Woah cool, was hast du denn studiert. Hier hast du einen Job.“ Irgendwann kam dann die Realität und Unternehmensberatungen fanden Interesse an mir. Ich habe das dann immer bis zum letzten Bewerbungsschritt mitgemacht, bis der Job eine realistische Chance war. Dieses Spiel habe ich ein Jahr lang getrieben, bis ich gemerkt habe, dass diese Hierarchie mit Vorgesetzten nichts für mich ist. Dann muss ich irgendwann Ghostwriting gegoogelt haben. Der Ghostwriting-Markt ist für Externe schwer zu fassen. Ich habe dann erstmal bei einer total schrägen Agentur angefangen und Schabernack für drei Euro die Seite geschrieben, um reinzukommen. Als die Projekte größer wurden, habe ich mich auf dem Markt umgeschaut und verschiedene Agenturen ausprobiert. Nach einem dreiviertel Jahr kam ich dann zu Acad Write. Seit drei Jahren bin ich dort Vollzeit-Ghostwriterin.

U: Schreibst du ausschließlich für die Fächer, die du selbst studiert hast?

H: Ich habe Germanistik und Geschichte auf Gymnasiallehramt studiert und das Erste Staatsexamen gemacht, habe im Studium aber schon viel interdisziplinär gearbeitet und hatte somit immer Berührung mit Fächern wie Philosophie oder Politologie. Durch mein Lehramtsstudium hatte ich auch Psychologie und Pädagogik. In den Kultur- und Geisteswissenschaften bin ich dadurch breit aufgestellt. Ich arbeite aber tatsächlich nur auf diesem Gebiet. Ich mache keine Naturwissenschaften und habe mir noch nie Jura oder Medizin angeschaut. Es kommt aber immer auf das Thema und den Anspruchsgrad an. Bei Theologie weiß ich zum Beispiel einfach, dass ich davon ab einem gewissen Niveau die Finger lassen sollte.

U: Was halten deine Familie und Freunde von deinem Job?

H: Meine Familie und Freunde wissen davon, das interessiert die aber gar nicht. Klar, am Anfang ist es immer etwas anstrengend, wenn die Leute fragen, was man macht. Da überlegt man sich dann Strategien, denn wenn man Ghostwriter sagt, wird man mit Fragen bombardiert. Deswegen

sage ich immer langweilige Sachen. Meistens sage ich, dass ich Autorin bin. Dann fragt keiner mehr weiter nach. Höchstens noch, ob man schon mal ein Buch geschrieben hat.

U: Du bekommst einen Auftrag von der Agentur. Wie sieht die Vorbereitung vor dem Schreiben aus?

H: Bei Acad Write starten wir immer mit einer Telefonkonferenz. Auf die kann ich mich lediglich mit dem gegebenen Material vorbereiten. Danach folgt eine Arbeitsgliederung oder ein Exposé. Wenn man sich einig ist, beginne ich mit der Literatursuche.

U: Wie funktioniert die Kommunikation zwischen dem Kunden und dir?

H: Acad Write hat ein Onlinetool, Acad Office, dort können wir direkt miteinander anonym kommunizieren. Man hat dadurch keinen Filter, der sinnlos wichtige Informationen rausstreicht. Informationsmangel kann dazu führen, dass Projekte nicht schön abgewickelt werden, denn wenn mir gewisse Informationen fehlen, kommt das Format ins Stolpern.

*„Seit drei Jahren bin ich
Vollzeit-Ghostwriterin“*

U: Wie lang brauchst du für eine circa 20-seitige Hausarbeit?

H: Das kommt ganz auf das Thema an. Bei komplexen Themen sitze ich auch mal Monate dran. Wenn es aber eine nullachtfünfzehn Literatarbeit ist, schreibe ich das in anderthalb Wochen. Im Jahr komme ich auf so 50–60 Projekte. Meistens habe ich zwischen fünf und zehn Aufträge parallel, das funktioniert.

U: Erfährst du, welche Note deine Arbeit bekommen hat?

H: Bei Privatkunden wusste ich das, aber die Anbindung an die Uni habe ich mittlerweile nicht mehr. Mit der Abgabe der Arbeit haben die Kunden bei Acad Write noch zwei, drei Wochen Zeit für Korrekturen und danach ist meine Kommunikation mit den Kunden vorbei. Im Ghostwriting ist es so, wenn man nie wieder etwas von den Kunden hört, dann war es erfolgreich. Ansonsten hört man nur von denen, wenn es eine Reklamation gibt, weil sie durchgefallen sind.

U: Aber das ist bei dir noch nie vorgefallen?

H: Nein, ich weiß, was ich tue. Der Prüfer müsste schon echt ganz anderer Meinung von den Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens sein als ich. Manchmal hat man auch keinen Einfluss darauf, beispielsweise wenn die Chemie zwischen Prüfer und Studierenden schon nicht stimmt.



Diese Erfahrung habe ich bei Privatkunden schon gemacht. Das sind natürlich auch für mich schlechte Voraussetzungen. Mein Rat an die Kunden ist immer, dass sie meine Arbeit nur als Basis nehmen sollen, insbesondere wenn noch eine Verteidigung ansteht. Ich kann sie noch ein bisschen coachen, aber meine Arbeit endet am Schreibtisch.

U: Welche Fehler bemerkst du am häufigsten bei Arbeiten von Studierenden?

H: Sie haben Angst und kein Selbstbewusstsein zum eigenen geschriebenen Wort zu stehen. Das muss sich auch erst herausbilden durch Schreiberfahrung. Oftmals können sie nicht strukturieren und wissen gar nicht, wo sie anfangen sollen. Sie halten die ganze verfügbare Literatur für wichtig und haben nicht das Selbstbewusstsein, eine

selektive Entscheidung zu treffen. Das richtige Zitieren mit Fußnoten können viele auch nicht.

„Ich weiß, was ich tue“

U: Liegt das an unserem System an der Universität?

H: Definitiv. In den Literaturwissenschaften lernt man das vom ersten Semester, aber schau dir den Lehrplan von BWL oder Medizin an. Die gehen passiv in Vorlesungen, lernen auswendig und spucken das in der Klausur wieder aus. Wann sollen die denn lernen wie man schreibt, wenn sie am Ende ihren Abschluss machen müssen? Ein zweistündiges Schreibseminar für ein Semester wird denen nicht das nötige Selbstbewusstsein geben oder sie lehren, was ein Schreibprozess ist. Es gibt kein Patentrezept, es ist ein Handwerk. Bei Acad Write bieten wir deshalb auch Schreibbetreuung an. Man kommentiert das Geschriebene, spricht darüber und schreibt hier und da auch selbst mal eine Seite. Der Kunde muss sich einfach entscheiden, welchen Mehrwert er daraus ziehen möchte.

U: Fühlt es sich komisch für dich an, wenn sich jemand fremdes mit deiner Arbeit schmückt?

H: Das ist mir völlig egal. Ich versuche immer, dem Anforderungsprofil angemessen zu schreiben. Es ist ein Unterschied für jemanden anderes zu schreiben, als für sich selbst. Diesen Textstolz, den hat man bei diesen Texten von vorneherein nicht. Es ist einfach nur ein Job. Die Branche ist von außen mysteriös, aber eigentlich super langweilig. Wer findet Schreiben schon spannend?

U: Hast du manchmal ein schlechtes Gewissen?

H: Am Anfang ein bisschen, vor allem weil ich früher eine enge Anbindung an die Uni hatte und eine universitäre Karriere angepeilt habe. Aber das universitäre System in Deutschland spuckt dich aus, wenn du fertig bist und bezahlt dich dabei noch schlecht, deshalb habe ich das sein lassen. Den meisten Kunden hilft man, da sie es selbst aus den unterschiedlichsten Gründen nicht hinbekommen. Das ist nicht, weil sie dumm sind, sondern weil sie unsicher sind, es nicht beigebracht bekommen haben, gerade Eltern geworden sind oder weil sie während ihres Jobs noch die Masterarbeit schreiben müssen. Als Ghostwriter macht man unfassbar viel psychologische Betreuung und hat häufig mit weinenden Menschen zu tun.

U: Vielen Dank für das Gespräch.

Das Geschäft mit dem Tod

Rurik von Hagens Arbeit fängt da an, wo das Leben anderer aufhört. Er leitet die Körperwelten-Ausstellung und führt damit das Geschäft seines Vaters fort. Sie erwecken Tote zum Leben

Text: Cosima Kopp,

Illustration: Paulina Hillebrand,

Foto: Gunther von Hagens' Körperwelten

Man liebt oder man hasst, was die Eltern machen. Bei mir ist es weder das eine, noch das andere", sagt Rurik von Hagens, Leiter der Körperwelten Ausstellung. Vor acht Jahren übernahm er das Geschäft seines Vaters, Gunther von Hagens, der 1977 mit der Erfindung der Plastination, dem Konservieren von Leichen, berühmt wurde.



Gunther & Rurik von Hagens

„Im Kindergarten habe ich immer erzählt mein Vater ist Erfinder," sagt er mit ruhiger Stimme. „Damals war mein Vater noch arm wie eine Kirchenmaus." Zu Schulzeiten half er noch im Labor oder beim Plastinieren und verdiente sich damit sein Taschengeld. Der Erfolg kam mit den ersten Ausstellungen 1997, Rurik von Hagens war damals 18 Jahre alt. Es war eine bewusste Entscheidung nach dem Schulabschluss erst einmal Abstand zu dem Unternehmen zu gewinnen.

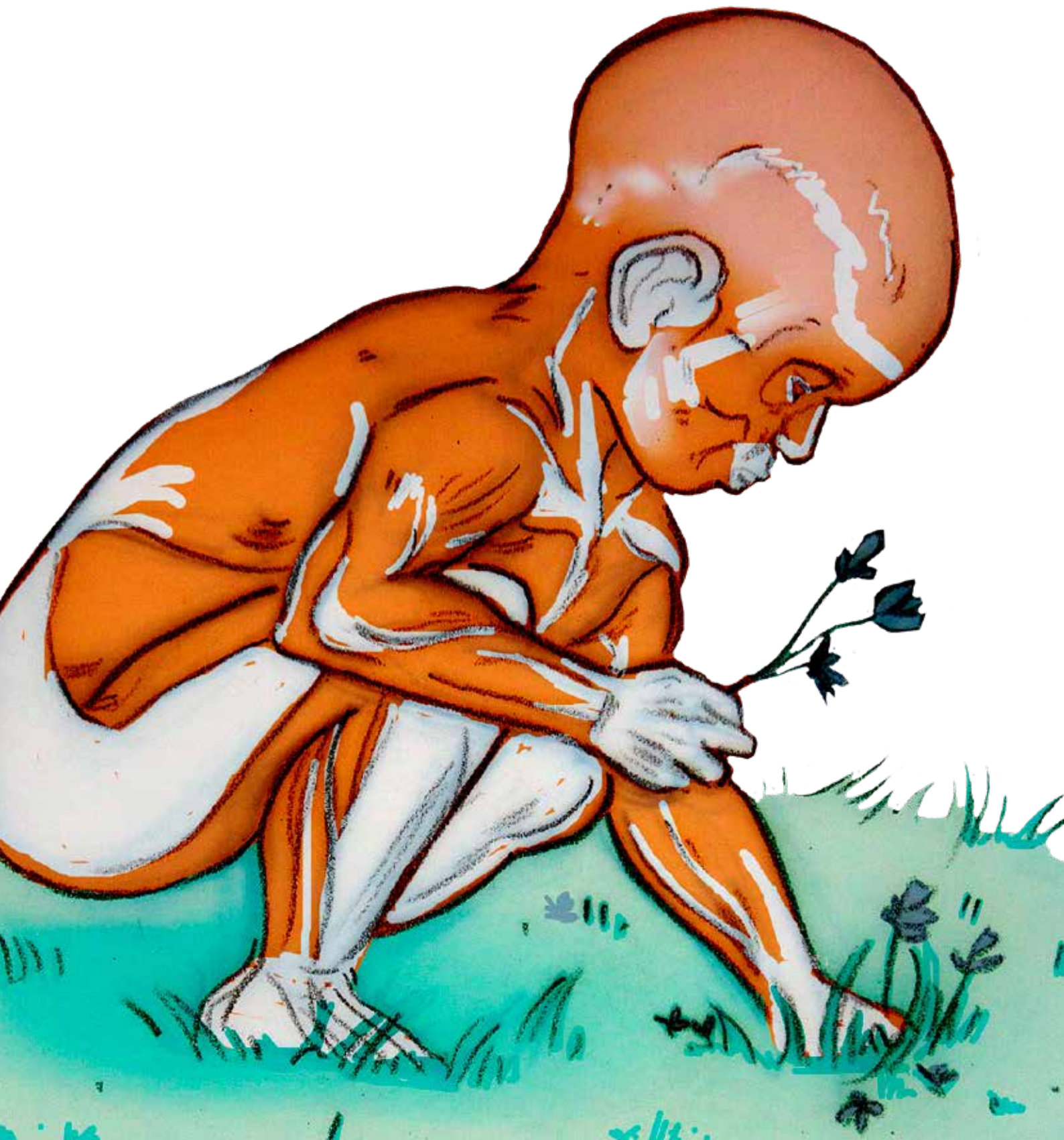
20 Jahre wollte er sich Zeit lassen, doch als sein Vater an Parkinson erkrankte war unklar, ob und wie das Plastinarium in Guben weitergeführt werden sollte. Der gelernte Diplomkaufmann kehrte daher schon früher zurück und übernahm die geschäftliche Leitung. Heute, mit Ende 30, trägt er Anzug, seine Haare sind zurückgegelt. Einen Hut, das Markenzeichen seines Vaters, hat er nicht auf.

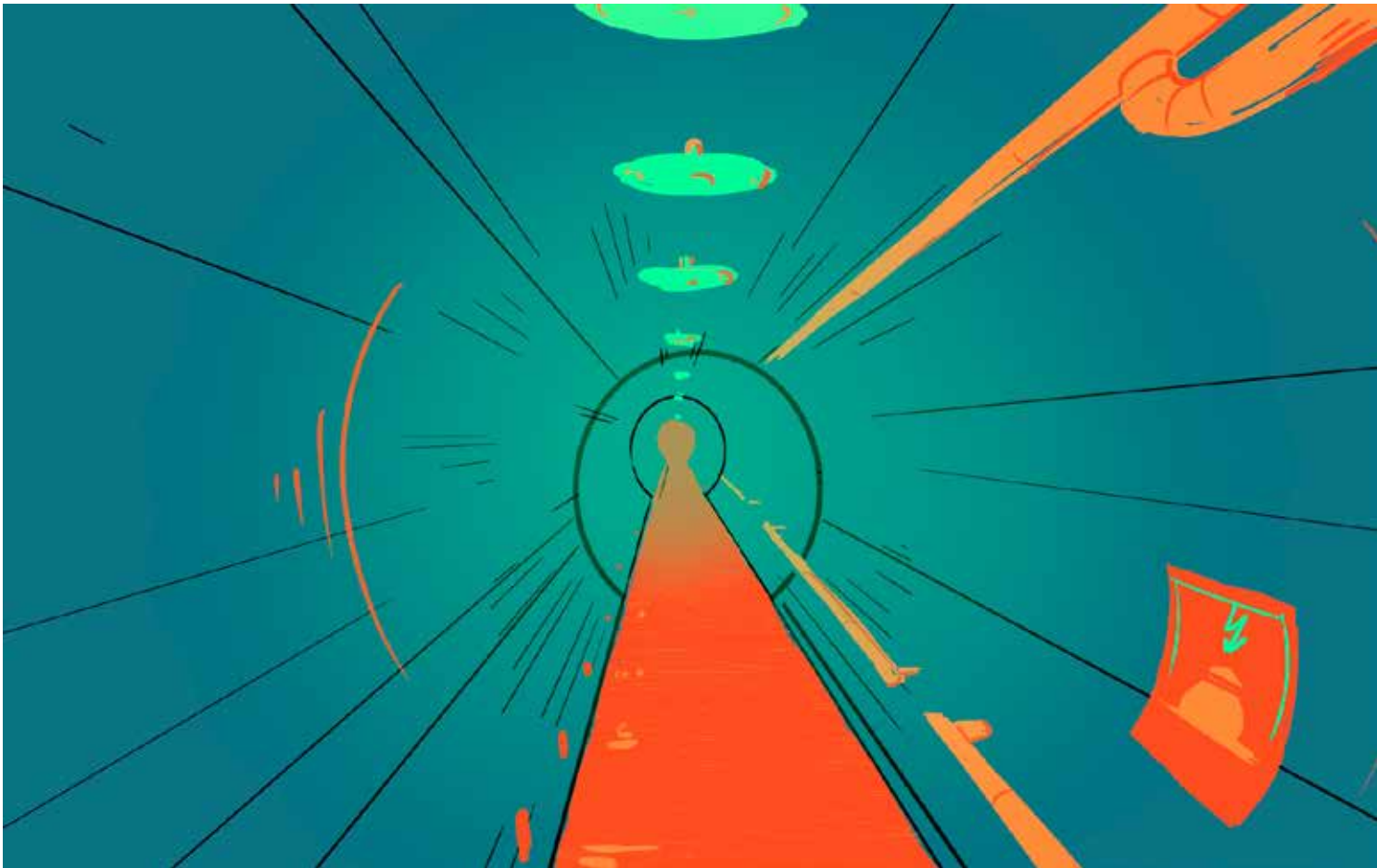
"An den Toten das Leben lehren"

Körperwelten gibt Einblick in unser Innerstes. Beim Betrachten von Muskeln, Tumoren und Suizid, überkommt den Besucher eine Mischung aus Faszination und Unbehagen. „Warum muss lehrreich unästhetisch sein? Das ist Irrsinn", sagt Rurik von Hagens. „Der Wert und Effekt der Ausstellung ist, dass der Körper ästhetisiert wird. Deshalb die lebensnahen Posen. Wir möchten an den Toten das Leben lehren." Besondere Voraussetzungen müssen die Körperspender nicht erfüllen, bereits 17.000 sind angemeldet. Die schärfste Kritik käme von Leuten, die die Ausstellung nie gesehen haben, so Rurik von Hagens. „Mein Vater hat sich von Anfang an mit den Ausstellungen die Transparenz der Anatomie auf die Fahne geschrieben und genau das lebt er auch." In dem Plastinarium in Guben haben die Besucher freien Zugang. „Es war eine Selbstverständlichkeit für uns, dass man den Herstellungsprozess zeigt. Wenn wir das hinter verschlossenen Türen machen würden, dann fängt irgendwann die Fantasie bei dem ein oder anderen an einzusetzen", erklärt Rurik von Hagens.

An seine erste Leiche erinnert er sich nicht: „Können Sie sich erinnern, wann Sie die erste Blume in ihrem Leben gesehen haben?" Den Tod versteht er als etwas komplett natürliches, der Ekel käme erst nachdem die kindliche Neugierde nachgelassen hat. „Eine Leiche sehen oder mit Leichen arbeiten und sterben sind zwei verschiedene Dinge. Ich bin noch jung und daher ist der Tod für mich noch relativ weit weg", sagt er. An eine Art Seele, die nach dem Tod weiterlebt, glaubt er nicht. „Ich bin da rational veranlagt. Wenn ich tot bin, bin ich tot. Wo würden denn die ganzen Seelen hinkommen?" Wie sein Vater möchte er nach seinem Tod als Exponat zu sehen sein. Gunther von Hagens ändert öfters seine Meinung, darüber wie er präsentiert werden möchte. Derzeit spielt er mit der Vorstellung seine Gäste mit ausgestreckter Hand zu begrüßen. Sein Vater wird wohl auch nach dem Tod ein Exzentriker bleiben, Rurik von Hagens sei da bescheidener. „Für mich ist klar, nach meinem Tod ist mein Körper sinnlos", sagt Rurik von Hagens. Er möchte nach seinem Tod nicht nur den Lebenden helfen, sondern sie auch lehren. Seinen Organspendeausweis trägt er immer mit sich. „Für mich war das gar keine Frage. Ansonsten werde ich nur von den Würmern zerfressen", sagt er und hält kurz inne. „Was für ein Blödsinn."







Der Mann mit dem Schlüssel zur Unterwelt

Dietmar Arnold pendelt seit 22 Jahren zwischen zwei Welten. Wer mitreisen will, zahlt 15 Euro. Was erleben die Besucher*innen in den Tiefen Berlins?

Text: Gabriel Rinaldi

Illustration: Isabelle Aust

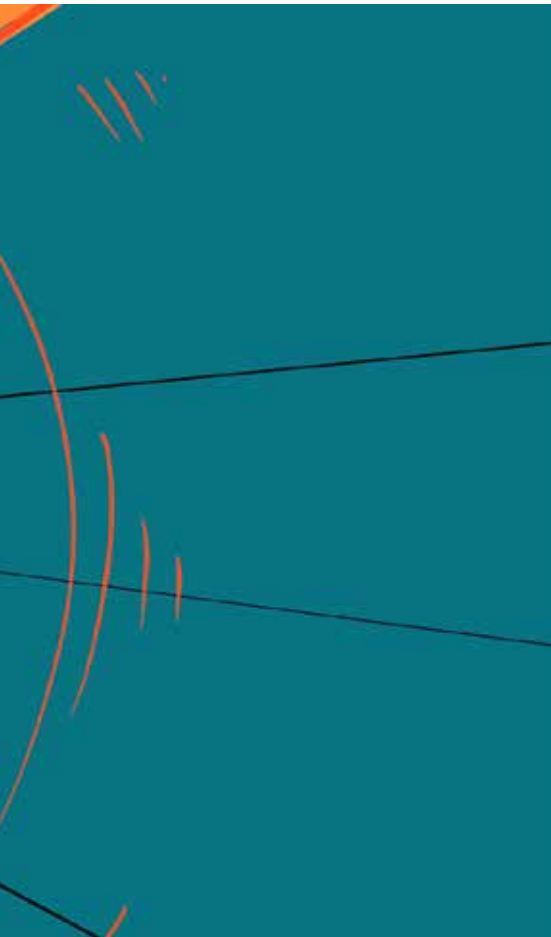
Der Eingang zur Unterwelt liegt am U-Bahnhof Gesundbrunnen hinter einer Gittertür und Dietmar Arnold hat den Schlüssel. Er bereist die Unterwelt seit 22 Jahren. Wer mit ihm reisen möchte, zahlt 15 Euro. Jetzt steht Arnold, gelbe Warnweste, Zigarette im Mundwinkel, vor der Tür und fragt: „Seid ihr vollzählig?“ Alle da. Er kramt seinen Schlüsselbund hervor und öffnet die Tür.

Vierzig Stufen geht es in die Tiefe. Unten angekommen öffnet Arnold eine massive Stahltür und zeigt auf die dahinter liegenden zwei weiteren Türen. „Hinter diesen Stahl Türen wartet ein riesiges Labyrinth“, sagt er. „Von zwei Millionen Besuchern ist aber noch keiner verloren gegangen.“ Er greift zu seiner Taschenlampe und dreht den Schlüssel.

Immer tiefer in die Vergangenheit

Auf der anderen Seite sind die Betonwände grau, die Gänge niedrig, aber Arnold geht aufrecht durch die verwinkelten Gänge. Er öffnet schwere Türen und dringt immer tiefer ein in die Vergangenheit. „Acht geben auf euren Datenspeicher“, sagt er und schlägt mit der flachen Hand gegen die niedrige Decke. Die U-Bahn, die nur wenige Meter tiefer fährt, lässt den Boden vibrieren. „Wir befinden uns direkt über dem U-Bahnhof Gesundbrunnen“, sagt er und zeigt mit der Taschenlampe auf eine alte Berlin-Karte.

Mit 14 ist Arnold das erste Mal in die Unterwelt gereist. Er stieg in den Leitbunker des Flakturms im Volkspark Humboldthain und erkundete die verlassenen Luftschutzbunker im Diplomatenviertel. „Hätten meine Eltern das gewusst, hätte es richtig Ärger gegeben“, sagt er. Arnold sah die Unterwelt als einen großen Abenteuerspielplatz, in dem er Dinge aus vergangenen Zeiten entdecken konnte.



leuchtung flimmert an der Decke. Zwischenwände machen aus der Anlage ein Labyrinth. Verwinkelte Wege und Querwände in Abständen von höchstens fünf Metern sollten Druckwellen von Bombenexplosionen brechen.

Arnold legt einen Schalter um, die Notbeleuchtung geht aus. Nur Arnolds Silhouette ist noch zu sehen, seine Signaljacke leuchtet im Dunkeln nach. Durch ein kleines Fenster blickt er auf die Gleise der U8. An der Wand leuchten Streifen, die den Weg zurück in die Oberwelt weisen. Dietmar Arnold geht in die entgegengesetzte Richtung, es wird wieder hell. Am Ende eines grauen Ganges steht er an einer Gabelung und geht nach rechts. „Die Unterwelten sind wie Zeitkapseln, in denen die Zeit stehengeblieben ist“, sagt er.

Er berichtet über Fluchten aus Ost-Berlin, die in Tunneln und in der Kanalisation spielten – und was das DDR-Regime dagegen unternahm. „Das ist die einzige noch erhaltene GV-Matratze Berlins“, sagt er und zeigt auf einen Gitterrost mit scharfen Stahlspitzen. In Kombination mit Lichtschranken wurden die Grenzverletzer-Matratzen in den Tunneln und an den Bahnhöfen installiert, um Fluchten zu verhindern. Viele flüchteten auch über sogenannte Geisterbahnhöfe – U-Bahnhöfe im Osten, an denen die West-Züge ohne Halt durchfuhren. „Ich habe mit meinem Bruder immer ein Spiel gespielt. Sieger war, wer an den Geisterbahnhöfen die meisten Grenzsoldaten in ihren Verstecken zählte“, sagt Arnold. Diese standen im Schutz der Dunkelheit am Bahnsteig und sorgten dafür, dass keine Ost-Berliner auf die mit 25 Kilometer pro Stunde vorbeifahrenden Züge sprangen.

Hinter der Tür erscheinen Keramikfliesen

In den 80er-Jahren wurde die Anlage zum provisorischen Atomschutzbunker umfunktioniert. Damals hätten 1.300 Menschen zwei Tage lang Schutz finden können, bis die Vorräte aufgebraucht gewesen wären. Danach wären sie wahrscheinlich eine Station weitergefahren: „Der U-Bahnhof Pankstraße kann zum Bunker umgebaut werden und ist die einzige Atomschutzanlage Berlins, die auch heute noch voll funktionsfähig ist“, sagt er. „Wenn etwas passieren sollte wisst ihr, wo ihr hinmüsst. Aber Vereinsmitglieder haben Vorrang“, sagt Arnold und grinst.

Auch hier sind einige Räume weiter Feldbetten aufgereiht, an der Wand hängen Gasmasken – riesige Wasserkanister und in Plastik eingepackte Matratzen stehen bereit. Die Gruppe folgt Arnold durch die verflochtenen Gänge, bis er plötzlich vor einer Tür stehen bleibt. Gedämpfte Stimmen und Schritte sind zu hören. Dietmar Arnold dreht den Schlüssel. Hinter der Tür erscheinen auf einer Wand unzählige Keramikfliesen in drei verschiedenen Grüntönen. Er tritt in die Haupthalle des U-Bahnhofs Gesundbrunnen.

Es geht für eine kurze Strecke wieder in die Gegenwart, U8, zwei Stationen bis Bernauer Straße. „Die Zeitreisenden steigen bitte hier aus“, sagt Arnold nach drei Minuten Fahrt. Er geht die Treppen hoch und bleibt, wenige Hundert Meter entfernt, im Innenhof der Brunnenstraße 143, stehen: „In der Heidelberger und Bernauer Straße wurden viele Tunnel in Kellern von Wohnhäusern gebaut“, sagt Arnold. Einen solchen Tunnel haben seine Mitstreiter und er gefunden.

In den Kellergewölben der ehemaligen Oswald-Brauerei sind die Wände steinig. Die Luft ist kälter als im Bunker, Arnolds Atem wird sichtbar. Auf der einen Seite liegt morsches Holz, auf der anderen Seite eine Treppe. Arnold geht tiefer und tiefer, bis er vor einem Haufen Schutt innehält. Hier baut der Verein einen 30 Meter langen Besucher*innentunnel, der einen echten Tunnel aus den Jahren 1970/71 kreuzt. Durch ein archäologisches Fenster am Ende des Betontunnels zeigt Arnold den Besucher*innen den einzigen erhaltenen Fluchttunnel Berlins. „Virtuelle Realitäten muss man hier nicht schaffen, alles bei uns ist echt“, sagt Arnold. Die seit 48 Jahren unberührte Erde schimmert im Licht.

40 Prozent der Berliner Bauwerke sind unterirdisch

Bei einem Studienaustausch im Jahr 1988 geriet er in Paris dann an die Cataphiles, Liebhaber*innen der Pariser Katakomben. Mit ihnen erkundete er das unterirdische Stollennetz von mehr als 300 Kilometer Länge und war fasziniert. Er stellte sich die Frage: Was ist in Berlin? Also gründete der studierte Stadt- und Regionalplaner 1997 den Berliner Unterwelten e.V. Am Anfang hatten sie 15 Mitglieder. Sie fanden heraus: Rund 40 Prozent der Bauwerke in der Berliner Innenstadt befinden sich unterhalb der Oberfläche. Heute haben die Berliner Unterwelten 480 Mitglieder und bieten Führungen und Bildungsseminare an. Für sein Engagement zum Erhalt des Untergrundes erhielt Arnold im Oktober 2018 den Verdienstorden des Landes Berlin. „Stellvertretend für den gesamten Verein“, sagt er.

Fünfzehn Meter unter der Erdoberfläche ist immer Nacht. Eine Notbe-



**Doch, das bin
schon ich**

Influencerin Lisa in Berlin

Lisa (25) hat an der HU Germanistik und Sinologie studiert, schreibt momentan an ihrer Bachelorarbeit und steckt bereits voll im Berufsleben. Nebenbei macht sie Musik, arbeitet als Model und hat 15.000 Follower auf Instagram. In ihrer Mittagspause spricht sie über Authentizität, Privatsphäre und Schönheit

Text und Foto Amelie Baasner

UnAuf: **Wie kam es zu deiner Instagram-Karriere?**

Lisa: Nach dem Abi habe ich zwei Jahre hauptberuflich gemodelt, wobei für mich immer klar war, dass ich studieren will. Die Arbeit als Model lief gut nebenher, ich hatte relativ viele Jobs. Aber auf Jobs Seminararbeiten schreiben, mit dem Laptop auf der Fashion Week in Mailand sitzen, das war schon hart. Man darf nicht vergessen, dass auch Models Menschen sind, der Druck ist extrem. Auf Instagram aktiv bin ich seit ungefähr drei Jahren. Wobei ich sagen würde, meine aktive Phase ist da auch schon wieder vorbei (lacht).

U: Hast du Strategien bei deinem Instagram-Profil?

L: Anfangs hatte ich schon Strategien, zum Beispiel regelmäßig Bilder von Jobs zu posten, viele Stories zu machen und so weiter. Dann kam die Änderung des Algorithmus und ich habe mich geradezu getrieben gefühlt, dauernd Inhalte zu produzieren. Ich fand es am Anfang sehr schwer zu akzeptieren, dass das vielleicht einfach nicht mein Ding ist und ich vielleicht keine Influencerin im klassischen Sinne bin. Ich mache nicht dauernd Fotos von mir. Mittlerweile habe ich das gut akzeptiert und poste nur noch das, worauf ich wirklich Lust habe und was ich liebe.

U: Bist das du, die Frau, die wir auf Instagram sehen?

L: Das bin schon ich. Schließlich würde ich keine Dinge posten, hinter denen ich nicht stehe. Aber es ist natürlich auch richtig, dass man immer selbst entscheiden kann, welche Person man sein will. Da ist mir meine Privatsphäre wichtig, auch wenn es nach außen vielleicht anders wirkt. Ich habe erst vor kurzem angefangen, auch die Dinge zu posten, die mich bewegen — meine Musik zum Beispiel. Das kostet Mut. Aber ich bekomme viel positives Feedback.

U: Hast du das Gefühl, du kannst deine Follower wirklich beeinflussen?

L: Ich denke schon, dass ich Einfluss auf Menschen habe — allerdings nur auf sehr wenige. Die, die wirklich ein Interesse daran haben, Dinge auch anzunehmen. Und das gelingt mir auch nur, wenn ich wirklich überzeugt bin von einer Sache. Wenn ich mich hinstelle und ein Outfit promote — auch wenn es mir gefällt — ist das nichts, was mich erfüllt. Ich gehe oft mit Jogginghose ins Büro, Fashion interessiert mich einfach nicht so sehr. Aber wenn ich jetzt sage „hört euch diesen Künstler an“ oder „geht zu jenem Konzert“, dann wird das immer gut angenommen. Das bin ich.

U: Was stört dich an Instagram?

L: Das Thema Sexismus stört mich in letzter Zeit extrem. Zum Beispiel wenn ich teile, wie ich Musik mache und dann

Kommentare bekomme zu meinen Beinen. Darum geht es aber gerade nicht. Dass vermeintliche Komplimente gemacht werden, gegen die ich mich wehre. Dabei geht es nicht nur um mich, sondern auch um alle anderen Frauen. Ich rege mich darüber nicht auf, das vermisst mir nicht den Tag. Trotzdem finde ich es wichtig zu reagieren. Und wenn ich nur einer Person aufzeigen kann, dass das nicht in Ordnung war, dann hat sich das schon gelohnt. An dieser Stelle gibt uns Instagram auch die Chance, das Bewusstsein der Menschen zum Positiven hin zu beeinflussen.

“Sexismus stört mich in letzter Zeit extrem”

U: Würdest du sagen, du bist authentisch?

L: Das ist keine leichte Frage. Es ist für mich mittlerweile fast schon schwer, nicht authentisch zu sein. Authentisch sein heißt, sich selbst treu zu bleiben, Schwäche und auch Stärke zu zeigen. Wenn man jung ist und denkt, dazugehören zu müssen, ist das natürlich schwer. Deswegen genieße ich auch das Älterwerden total. Mit 18 hatte ich eine tolle Zeit, aber ich will auf keinen Fall zurück. Ich freue mich, einen Job zu haben, mein Leben selbst bestreiten zu können und ich bin gespannt auf meine Zukunft. Authentisch sein heißt auch, dauernd zu hinterfragen und zu reflektieren, was tue ich aus welchen Gründen. Es ist eine Gratwanderung, gerade im künstlerischen Bereich. Man muss sich selbst so nah sein, um Kunst zu produzieren aber gleichzeitig genügend Abstand haben, um die Kunst in die Welt zu bringen.

U: Was heißt für dich Schönheit?

L: Sich mit sich selbst wohlfühlen. Im Grunde ist es das Wesen eines Menschen, was sie oder ihn schön macht. Optisch wunderschöne Menschen können durch Charakter hässlich werden und andersrum. Den Perfektionismus gerade unter Teenagern finde ich problematisch. Immer jüngere Mädchen mit immer mehr Hyaluron im Gesicht und gemachten Brüsten. Da hat Instagram leider einen starken negativen Einfluss, auch wenn langsam eine positive Werteverchiebung stattfindet. Es gibt so viele unterschiedliche Körper. Neulich war ich in der Sauna und dachte mir, die Frauen hier sind alle so schön. Alle unterschiedlich, aber jede für sich so unglaublich schön.

U: Vielen Dank für das Gespräch

Ich bin ein Millionär!

In unter einem Jahr eine Million Euro verdienen, das scheint bei Schneeballsystemen möglich. Unsere Autorin hat sich eine solche Veranstaltung angeschaut und war einen Abend lang Millionärin

Text: Sophie Hähnel

Illustration: Isabelle Aust

Wow, es ist so eine Ehre, vor so vielen Millionären sprechen zu dürfen", eröffnet ein Redner in Anzug die Veranstaltung. Die Millionäre, das sind wir. Eine durchgemischte Gruppe Menschen, von Studierenden bis zur Altenpfleger*in, in einem tristen, unordentlich bestuhlten Kellerraum irgendwo in Berlin. Eines haben wir alle gemeinsam: Wir sind keine Millionäre und wir haben alle eine Einladung zu diesem Event zugemailt bekommen. Zwischen billigen Komplimenten und bunten Emojis wird uns darin versprochen, unser Leben in den Griff zu bekommen und viel Geld zu verdienen.

Hinter der Veranstaltung steckt ein sogenanntes Pyramidensystem, ein in Deutschland verbotenes Geschäftsmodell. Nach dem „Schneeballsystem“ werden dabei immer mehr Teilnehmer*innen angeworben, um ein bestimmtes Produkt zu vermarkten. Ganz unten in der Pyramide sind die Neurekrutierten – also wir. Darüber kommen die älteren Mitglieder, hierarchisch angeordnet nach ihrem Erfolg beim Anwerben neuer Kunden. An der Spitze stehen die Gründer*innen des Systems.

Es folgt nun ein circa 90-minütiges, kostenloses „Seminar“. Die kurze Einführungsrede klingt zunächst nach einem Persönlichkeitsentwicklungs-Workshop. Das eigentliche Produkt findet keine direkte Erwähnung. In einer kurzen Ansprache erklärt ein sportlicher junger Mann in Anzug und Gucci-Turnschuhen den rund 30 Anwesenden, wie der Arbeitsmarkt in Deutschland funktioniert – zumindest seiner Meinung nach. Dabei verwechselt er bei seinen schicken Infografiken des Öfteren oben und unten und verdreht die ein oder andere Zahl, aber das bringt ihn kaum aus dem Konzept.

Zum Millionär in nur einem Jahr

Er verspricht uns, durch den Einstieg in das Trading-System noch vor Ende diesen Jahres Millionäre zu werden. Bereits nach fünf Minuten widerlegt die nächste Rednerin dieses Versprechen: Sie betitelt sich stolz als beste „Traderin“ aus der Region Berlin-Brandenburg. Sie sei jetzt schon seit knapp zwei Jahren dabei und verdiene in etwa 2000 Euro im Monat. Die restlichen Teilnehmenden im Raum scheint das nicht zu irritieren. Sie wiederholen begeistert im Chor das Mantra „Ich bin ein Millionär“. Als Teil der „Trading-



Familie" können wir schließlich alles schaffen! Ein kurzes Video zeigt uns, was wir verpassen würden: eine Gruppe junger Menschen steht auf dem Dach einer prachtvollen Villa in einer Großstadt in den USA und springt in den privaten Pool, fährt mit teuren Autos die Küste entlang und hält Markenuhren in die Kamera. In Wirklichkeit bleibt dies allerdings in der Regel nur der Spitze der Pyramide vorbehalten, die auf die Einzahlungen des Fundaments baut.

Die nächste Rednerin stellt zur Halbzeit des Events das Produkt vor: eine Trading-Software. Nach Abschluss eines monatlichen Abonnements kann man direkt mit dem Geldanlagen beginnen. Die Software beinhaltet verschiedene Tools, die Trends im „Markt“ voraussagen und Chats mit älteren (und reicheren) Mitgliedern, welche einem bei den ersten Trades helfen können.

Alles Schwindel

Der Abschlussredner, ebenfalls in Anzug und Gucci-Turnschuhen, legt uns noch eine letzte Weisheit ans Herz: Bloß nicht auf die Ratschläge der eigenen Eltern hören.

„Meine Eltern sind nicht reich. Wieso sollte ich also auf sie hören, wenn es um meine Zukunft geht? Sie sagen ich soll studieren, wie sie es getan haben. Ich denke, wer reich werden möchte, muss auf die Ratschläge der Reichen hören! Deshalb habe ich mein Studium abgebrochen und konzentriere mich aufs Traden.“

Die Botschaft der Veranstaltung ist: Wir alle arbeiten ungerechterweise für die „Reichen“, leben in einer Welt der Unterdrückung durch Arbeitgeber und lassen diese über unser Leben bestimmen. Die Befreiung liegt in der Selbstständigkeit, also im Trading. Die Krux daran: Ihr System basiert genau auf diesen Grundsätzen – je nach Gewinnrate pro bestimmtem Zeitraum werden die "Trader" in hierarchische Kategorien eingeteilt. Der untere Teil der Pyramide bekommt höchstens einen Bruchteil des Gewinns. Die Ausbeutung, die sie in unserer Gesellschaft, an unserem konventionellen Arbeitsmarkt kritisieren, führen sie also in gesteigerter Form in ihrem System fort.

ANZEIGE



jung, spontan, gut

für nur 15 Euro
ein Jahr Kultur in Berlin
spontan ganz weit vorn sitzen
Konzerte 8 Euro
Oper / Ballett 10 Euro

> 030-20 35 45 55

Deutsche Oper Berlin
Deutsches Symphonie-Orchester Berlin
Komische Oper Berlin
Konzerthaus Berlin
RIAS Kammerchor
Rundfunkchor Berlin
Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin
Staatsballett Berlin
Staatsoper Unter den Linden

www.ClassicCard.de
> für alle unter 30

Fake news

Text: Isabella Falkner

Fake news. Ein Wort, das sich seit Donald Trumps Amtsantritt auch in der deutschen Sprache etabliert hat. Aber woher kommt es eigentlich? Und wo haben wir es zwischen alternative facts, Lügenpresse und postfaktischer Gesellschaft zu verorten?

Fake news heißt auf gut Deutsch Falschmeldung, falsche Nachricht. Und die gibt es seit Menschengedenken, da kann Donald Trump also ausnahmsweise mal nichts dafür. Jedoch war er es, der den Begriff fake news als Gegenstück zu real news etablierte. Hierbei sind fake news die Nachrichten, die ihm nicht in den Kram passen, und real news seine persönlichen alternative facts.

Womit wir auch schon beim nächsten Begriff wären: Alternative facts stammt aus dem Hause Trump, von seiner Beraterin Kellyanne Conway. In einem NBC-Interview rechtfertigte sie sich für die offensichtliche Lüge, die Sean Spicer, Trumps ehemaliger Pressesprecher, bei dessen Amtsantritt bezüglich der Zuschauerzahlen verbreitet hatte. Conway bezeichnete die von Spicer in Umlauf gebrachten Zahlen als alternative facts.

Zu beachten ist, dass sich Trumps Auffassung davon, was fake news sind und was nicht, von der breiten Masse und etablierter Medien unterscheidet. Im geläufigen Sprachgebrauch sind fake news veröffentlichter bullshit. Der Philosoph Harry Frankfurt etablierte den Begriff bullshit für das Phänomen des Hohlsprechers, charakteristisch ist die absolute Gleichgültigkeit des bullshitters gegenüber dem Wahrheitsgehalt seiner Aussagen. Typischer bullshit wäre also beispielsweise der spontane Sprechdurchfall eines Wutbürgers in Form eines Facebookposts – sobald ein solcher Post von einer Nachrichtenseite getätigt wird, sind es fake news.

Die Lügenpresse wurde vor allem von „PEGIDA“-Aktivist*innen und Anhänger*innen der sogenannten AfD wieder ins Gedächtnis gerufen, um etablierte deutsche Medien zu diffamieren. 2014 wurde Lügenpresse zum Unwort des Jahres gekürt, doch die Geschichte dieses Wortes reicht sehr viel weiter zurück: Erstmals aufgekommen in der Mitte des 19. Jahrhunderts, spielte es eine große Rolle während der nationalsozialistischen Herrschaft. Der Begriff wurde verwendet, um gegen Kommunist*innen und Jüd*innen Stimmung zu machen und das Vertrauen der Bevölkerung in nicht-nationalsozialistische Medien zu untergraben. Alle vier Begriffe sind bezeichnend für unser postfaktisches Zeitalter. Es geht nicht mehr um die Fakten, sondern um das Gefühl, das diese Fakten in uns auslösen. Und was gäbe es in diesem Zeitalter wichtigeres als seriösen, realitätsbezogenen Journalismus?

Kannste Knicken

Glatt und glücklich?

Text: Katharina Wulff

Als ich das Studio betrete, riecht es nach Eukalyptus. Leise dudelt Musik im Hintergrund. Ohne Umwege werde ich in eine kleine Kabine geführt und mein Blick fällt auf eine schmale, mit Papier überzogene Liege. Der Funke Hoffnung auf eine zumindest wellnessähnliche Behandlung weicht der Angst vor einer medizinisch anmutenden Tortur. Der Geruch nach Wachs dominiert mittlerweile den engen Raum und spätestens als ich mit Babypuder eingerieben werde, bereue ich inständig, mich zu diesem Selbstversuch entschlossen zu haben.

Aus einem großen Eimer wird die zähflüssige Masse auf meine Beine aufgetragen. Ein paar Sekunden später ist das Wachs getrocknet und wird gnadenlos von meiner Haut gerissen. Auf brennenden Schmerz gefasst, bin ich beinahe überrascht, dass es zwar etwas zwickt, aber für mein Empfinden nicht intensiv schmerzt. Nachdem sich das Prozedere allerdings 35 Minuten lang wiederholt hat, ist nicht nur meine Haut langsam ziemlich gereizt, auch ich bin es. Streifen um Streifen wandert das Wachs in den Mülleimer und immer wieder werden meine Beine kritisch auf verbliebene Härchen untersucht. Wie ein Brathähnchen muss ich mich in regelmäßigen Abständen drehen, bis ich schließlich um 30 Euro ärmer und mit vier Wochen Beinhaarlosigkeit gesegnet bin.

Fühlt sich Waxing an, als würde man lebendig gehäutet werden? Meiner Meinung nach, nein. Aber würde ich die Prozedur regelmäßig auf mich nehmen, nur um zu suggerieren, meine Beine seien ganz von selbst glatt und haarlos? Definitiv auch nein. Und deswegen der kurze feministische Appell an alle: Own it! Auch Frauenbeine sind behaart und das macht sie in meinen Augen nicht weniger ästhetisch. Haarentfernung kostet Zeit, Kraft und Geld. Und das nur, um die Illusion der weiblichen Haarlosigkeit aufrecht zu erhalten. Fake eben!

Pferdeschwanz statt Eier

Text: Lena Fiedler, Illustration: Paulina Hillebrand

Ich höre gerne Fußball-Podcasts, obwohl ich nicht gerne Fußball schaue. Mich begeistern die Dramen abseits vom Feld, zum Beispiel in der Luft. Am 11. April flattert das Maskottchen des portugiesischen Erstligisten Benfica Lissabon, getauft Vitoria und von Natur aus Weißkopfseeadler, vor dem Spiel einfach Richtung Freiheit – und aus Fußballfans werden plötzlich besorgte Hobby-Ornithologen.

Spannend ist auch das ewige Drama Frauenfußball: Dieses Jahr geht es wieder um den Weltmeistertitel. In Frankreich kämpfen 24 Mannschaften um den Pokal – und Deutschland nach eigenen Angaben mindestens um die Qualifikation für Olympia. Was ist das eigentlich mit diesen Mindestens-Zielen? Warum sagt man nicht einfach: „Wir wollen Weltmeister werden“? Ich vermisse die Kampfansagen in guter alter Bob-der-Baumeister-Manier: Da ging es ums große Ganze.



Mangelnden Kampfgeist kann man den Frauen allerdings wirklich nicht vorwerfen: Einige Wochen vor dem Eröffnungsspiel gehen sie mit einem provokanten Video viral. Der Spot unter dem Titel „Wir brauchen keine Eier – wir haben Pferdeschwanz!“ macht Schlagzeilen. Die Commerzbank hat das Geld in die Hand genommen, um das Video zu produzieren und zu publizieren. Zum ersten Mal ausgestrahlt wurde es zur teuersten Sendezeit, direkt vor der ARD-Tagesschau.

Aber wovon soll mich das Video eigentlich überzeugen? Dass Frauen auch Fußball spielen können? Dass Frauenfußball nach wie vor nicht ernst genommen wird – aber ernst genommen werden sollte? Oder doch davon, dass die Commerzbank die geilste Bank der Welt ist?

Auf Youtube wird das Video massig gelobt. Es gibt nur positive Kommentare. Von „sau-geiler Werbespot“ bis hin zu „Bombe!“ erfreuen sich die Kommentatoren an der zur Schau gestellten Frauen-Power. Kann es wirklich sein, dass niemand seinen kritischen Senf dazu geben mag? Im Internet? Nein, natürlich kann das nicht sein! Aber weil die Commerzbank sich einen Austausch im „Rahmen unserer Netiquette“ wünscht, werden kritische Kommentare offenbar gelöscht. Damit gelingt der Bank, wovon Facebook, Politiker und Mütter weltweit träumen: Kein Hass, sondern bloß hammergeiles Lob für das mega stärkste Video, ever!





Drei Fragen an: Dr. Nina Krüger

wissenschaftliche Mitarbeiterin an der
Psychologischen Fakultät der Uni Hamburg

**Interview: Katharina Wulff, Foto: Universität Hamburg/
Mentz**

Unauf: Gibt es gesicherte Erkenntnisse darüber, wie viel Menschen überhaupt lügen?

Krüger: Je nach Studie variieren die Angaben, wie viel Menschen täglich lügen sehr stark. Entwicklungspsycholog*innen aus Kanada haben herausgefunden, dass man mehr lügt, je älter man wird. Allerdings zeigte die Studie „From junior to senior Pinocchio“ der Universität Gent einen umgekehrten U-Verlauf der Häufigkeit des Lügens über die Lebensspanne: Demnach lügen ganz junge und ganz alte Menschen am wenigsten. Als Erklärungen führen die Autor*innen an, dass im jungen und hohen Alter bestimmte kognitive Prozesse, wie die Fähigkeit bestimmte Reaktionen zu hemmen, schwächer seien als im mittleren Alter. Zudem gebe es vor allem in der Jugend und im jungen Erwachsenenalter viele Gründe zu lügen, etwa um sich in der Phase der Pubertät von seinen Eltern abzugrenzen.

U: Aus welchen Gründen lügen Menschen?

K: Eine grobe Unterscheidung der Arten von Lügen kann in egoistisch und sozial unternommen werden. In der Literatur werden Lügen dazu mit unterschiedlichen Farben bezeichnet, um die unterschiedlichen Ausrichtungen zu verdeutlichen. Die schwarzen Lügen bezeichnen die egoistischen Lügen, die sich nur auf eigene positive Konsequenzen beziehen. Die weißen Lügen werden auch Höflichkeitslügen genannt und sind somit soziale Lügen, also mit positiven Folgen für die Zuhörer*in, ohne die Absicht jemanden zu verletzen. Die sogenannten blauen Lügen stellen dabei einen Sonderfall der sozialen Lügen dar, bei dem ich meiner Gruppe einen Vorteil verschaffe.

U: Kann man Lügen erkennen? Und wenn ja, wie?

K: Dafür interessiert sich die anwendungsorientierte Forschung der Aufdeckung von Lügen besonders im Kontext von Vernehmungen in Gerichten. Ein Ansatz beschäftigt sich dabei mit der Messung von körperlichen Reaktionen während eine Lüge erzählt wird. Die umgangssprachlich „Lügendetektor“ genannten Apparate messen dazu angebliche Veränderungen im Puls und im Blutdruck, die Atmung und den Hautleitwert. Allerdings haben Lügendetektoren nur 55% Erfolg – das entspricht etwa der Ratewahrscheinlichkeit. Die Möglichkeit, eine Lüge allein an äußeren Merkmalen bzw. eine*n Lügner*in allein aufgrund des Verhaltens zu erkennen, scheint nach wissenschaftlichem Standard nicht umsetzbar zu sein.

AOK
Die Gesundheitskasse.

Erfolg in besten Händen

Sie haben Fragen? Wir haben die Antworten. Von der Studienplanung bis hin zur Karriereplanung – wir helfen Ihnen stressfrei durch den Uni-Alltag zu kommen. Persönlich direkt auf dem Campus oder im Internet.

Gesundheit in besten Händen aok.de/nordost
AOK Studenten-Service

ANZEIGE

Heftige Debatte um SDS-Antrag

Text: Felix Ferlemann und Max Skowronek

Mert Cengiz (Die Linke.SDS) stellte einen Antrag für Kandidaturbegrenzungen für das StuPa vor. Der Antrag sieht vor, dass Studierende höchstens acht Mal für das StuPa kandidieren dürfen. Laut Cengiz gäbe es aktuell sieben Personen, die diese Grenze überschritten hätten. Dadurch kämen im StuPa immer dieselben Menschen zu Wort. Das Parlament verdiene mehr Vielfalt.

Feline Schleenvoigt (LGBT*IQ-Liste) sah in dem Vorschlag eine Einschränkung des passives Wahlrecht. David Rodriguez (nicht gewähltes Mitglied des RCDS) hingegen unterstützte den Antrag: „Das StuPa muss diverser und vielfältiger werden.“ Annkatrin Esser (LGV) lobte die Debatte und wünschte sie sich auch in der Bundespolitik.

João Fidalgo (Liste unabhängiger Studierender) sprach sich gegen den Antrag der SDS aus. Seit 2013 im StuPa, wäre Fidalgos nächste Kandidatur die achte. LGV schlug eine Antragsänderung vor. Es solle um acht Perioden, statt um acht Kandidaturen gehen. Die Änderungsanträge sollen vor der nächsten Sitzung eingereicht werden.

7.500 € für Studierendekalender

Das StuPa gewährte dem Referat „Studierende mit Kindern“ einer Erhöhung seiner Aufwandsentschädigung auf einen ganzen BAföG-Satz. Begründet wurde dies mit der zunehmenden Größe des Aufgabenfelds. Daneben wurde der Antrag des Referats für Öffentlichkeitsarbeit auf Finanzierung des alljährlichen Studierendekalenders „Stud_kal“ bewilligt. Von den bewilligten 7.500 € sollen 5.000 Kalender gedruckt werden. Kritik gab es von der Liste Power of Science. Sie stellte die Notwendigkeit eines analogen Kalenders in Frage. Studierende würden heute schließlich größtenteils digitale Kalender nutzen. Die Antidiskriminierungsberatung der HU erhält vom StuPa 2.600 € für Weiterbildungsmaßnahmen für seine Beschäftigten.

Mehrere Referent*innen bestätigt und wiedergewählt

Das StuPa bestätigte Feline Schleenvoigt (LGBT*IQ-Liste) als Co-Referentin für das Referat Studierende mit Kind gewählt. Die neue Hauptreferentin wird Lydia. Julia Ziegler (Linke Liste) wurde als einzige Kandidatin erneut zur Hauptreferentin für Lehre und Studium gewählt. Neuer Hauptreferent für Ökologie und Umweltschutz wird Andreas Krämer (Linke Liste). Als StuPa-Vertreterin wurde Alexandra Klapp (LGV) in das Forum Nachhaltige Universität entsendet.

Einen ausführlichen Report zur Sitzung findet ihr bei [UnAuf ONLINE](#)

Studierende for Future

Text: Gabriel Rinaldi

Im Emil-Fischer-Hörsaal ging es am 21. Mai um die Zukunft der Humboldt-Universität und nicht zuletzt auch um das Schicksal unseres Planeten. Viele Studierende, nach Angaben der Veranstalter*innen zeitweise mehr als 600, waren zu der studentischen Vollversammlung gekommen. Nach Angaben der Hochschulgruppe handelte es sich um die „größte Vollversammlung in der jüngeren Geschichte“ der HU. Die Fridays-For-Future-Gruppe der HU stellte sich vor und präsentierte Forderungen an das HU-Präsidium und an den Berliner Senat. Diese beinhalteten unter anderem Solidarität mit Fridays-For-Future, eine klimaneutrale HU, regionales und veganes Mensaessen, die Ausrufung des Klimanotstands für Berlin, einen effizienten und schnellen ÖPNV-Ausbau sowie die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.

StuPa und Senat for Future

Das StuPa solidarisierte sich am 03. Juni mit den Forderungen von FFF, der Akademische Senat zog am 18. Juni nach. HU-Präsidentin Sabine Kunst begrüßte die Initiative der Studierenden und bekundete die Sympathien des Senats für die Fridays-For-Future-Bewegung. Sie stellte jedoch auch die Frage der Operationalisierung und verwies auf eine Diskussion, die jetzt einsetzen müsse. Prof. Gabriele Metzler, Mitglied der Kommission für Studium und Lehre, formulierte spontan eine Solidaritätserklärung: „Der Akademische Senat begrüßt die Initiative Fridays-For-Future und teilt das Ziel, eine nachhaltige klimaneutrale Uni zu schaffen. An der Umsetzung will der Senat sich gerne beteiligen.“

Keine Diktaturforschung an der HU

Außerdem ist nun klar: Ein Zentrum zur Erforschung von Diktaturen wird es zunächst nicht geben. Bei der gleichen Senatssitzung wurde ein Antrag zu diesem Thema im nicht-öffentlichen Teil der Sitzung von der Tagesordnung gestrichen, wahrscheinlich von den Antragsteller*innen selbst. Die Hintergründe bleiben damit ungeklärt, das umstrittene Zentrum scheint aber zunächst abgewendet. Ob das auch mit dem Druck der Studierenden zusammenhängt? „Die öffentliche Kritik in der Presse und ein paar ernste Hintergrundgespräche könnten die Antragsteller*innen dazu bewegt haben, auf die Peinlichkeit der Abstimmungsniederlage verzichten zu wollen“, kommentierte Senator Bengt Rüstemeier (Offene Linke).

Weitere Hintergründe gibt es in unserer tagesaktuellen Berichterstattung bei [UnAuf ONLINE](#).



Endstation: Der Ritter von Spandau

**Wir machen uns auf den Weg zum Ende unserer Welt.
Zurückbleiben bitte! Heute: Mit der S9 nach Spandau.**

Text und Foto: Lukas Vogt

Spandau ist der wohl meist belächelte Bezirk Berlins, „Das ist doch eh nicht mehr Berlin, oder?“. Vorurteilsbehaftet mit festem Schuhwerk und Proviant trete ich die Reise an. Dass die Stadtgrenze nicht mehr weit sein kann, merke ich an den auf „-ow“ endenden Haltestellen wie Stresow oder Gatow. Spandau trägt dieses Suffix nicht mehr – ein Wolf im Schafspelz?

In Spandau angekommen, bin ich aufgrund der Menschenmenge und dem Trubel auf dem Rathausplatz ziemlich überrascht. Sicherlich spielt das sonnige Wetter mir, als auch Spandau selbst in die Karten, denn es gibt wohl – abgesehen vom Innenhof der juristischen Fakultät – nur wenige Orte, die an sonnigen Tagen ausladend aussehen.

Während ich am Ufer der grün schimmernden Havel entlang flaniere, ziehe ich eine erste Bilanz: Viele Grünflächen und trotz der altherwürdigen historischen Altstadt, wenige mit Kameras behangene Touristen auf der Suche nach einem Schnappschuss für das Wandtattoo über der Couch – irgendwie erfrischend. Von rechts hingegen überholen mich etliche motorisierte Kleinboote. Es scheint, als sei die Havel sowas wie der lokale Rodeo-Drive, die Protzstraße für Hobbykapitäne und solche, die dazu gehören wollen. Man kennt und grüßt sich beim Vorbeifahren.

Die Zitadelle Spandau, die zum einen Eventlocation ist und zum anderen Geschichts-Geeks in ihren Bann zieht, stellt das touristische Herzstücks Spandaus dar, möchte man Wikipedia Glauben schenken. Bis auf einen grimmig dreinschauenden Mitarbeiter sehe ich niemanden. Und das obwohl sich Wladimir Putin im Jahr 2000, dieser Tage bereits russischer Präsident auf Staatsbesuch, zwischen den alten Gemäuern zum „Ritter von Spandau“ schlagen ließ. Auf der Suche nach den Überresten jener Prozedur, wage ich einen Blick hinter die Festungsmauer. Vergeblich: Bis auf das historische Gewölbe-Restaurant, in dem Putin, einem Tagesspiegel-Bericht vom 15. Juni 2000 zufolge, zu Abend aß und seinen Bierkrug lauthals mit „Prost“ kommentierte, gibt es keine Spur. Vielleicht mischt sich der nach fast zwanzig Jahren nun durchaus routinierte Ritter, aber auch bei regelmäßig stattfindenden Ritterfesten unter den gemeinen Pöbel und stößt andere erwachsene Menschen in voller Ritter-Montur bei Dudelsackmusik mit Lanze vom Pferd. Ob sich bei solchen Festen authentischerweise auch Pesttote auf den Pflastersteinen der Zitadelle wiederfinden?

WE WANT YOU!

UnAuf gefordert



unauf.de/kontakt/mitmachen/

MOVIMENTO
WWW.MOVIMENTO.DE WWW.KINO-CENTRAL.DE
CENTRAL TONI
WWW.KINO-TONI.DE



Yesterday
jetzt im Central & Toni



Made in China
ab 18.7. im Central & Movimento

Codename Kino
Tragt Euch auf unseren Webseiten
www.movimento.de
www.kino-central.de
www.kino-toni.de
in den Newsletter ein und besucht
ausgewählte Veranstaltungen
zum Freundschaftspreis.



Vox Lux
ab 25.7. im Kino Movimento



Once upon a time in Hollywood
ab 15.8. im Movimento

ANZEIGE

MOVIMENTO
Kaltwasser Darm 22
Kreuzberg
U Hermannplatz
www.movimento.de

KINO TONI
Antonplatz 1
Weissenhof
Trom Antonplatz
www.kino-toni.de

KINO CENTRAL & OPEN AIR MITTE
Rosenthaler Straße 39
Mitte
S Hackescher Markt | U Weirmeisterstraße
www.kino-central.de



SEEBRÜCKE
SCHAFFT SICHERE HÄFEN!

WIR SIND BEREIT!

Wir waren mit hunderttausenden von Menschen auf den Straßen und haben mehr als 70 Städte zu Sicheren Häfen gemacht. Jetzt fehlt nur noch die Zusage vom BMI. Setze auch Du dich ein für aus Seenot gerettete Geflüchtete. Mach auch du deine Stadt zum sicheren Hafen und erhöhe den Druck auf das Bundesinnenministerium.

www.seebruecke.org

Wenn du bei der SEEBRÜCKE mitmachen möchtest, melde Dich unter: support@seebruecke.org